

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 37 (1933-1934)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Das Opfer : eine Geschichte aus den Schweizer Bergen  
**Autor:** Rhyn, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664932>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

das Schaf sein Lämmchen erdrückt. Dann kamen wieder die Sorgen, wie man den Wintervorrat hereinbekommen soll, und dabei war ich mit meinem Alten niemals einer Meinung. Er wollte es anders als ich, — es kam zu Streitigkeiten, und wir sündigten wieder. Sorge folgte auf Sorge, Sünde auf Sünde, wir hatten in unserem Leben keine einzige glückliche Stunde.“

„Und jetzt?“

„Wenn wir jetzt aufstehen, leben wir in lauter Liebe und Frieden, es gibt nichts, worüber wir zanken sollten, nichts, das uns Sorge bereiten könnte. Unsere einzige Sorge ist, unserem Herrn redlich zu dienen. Wir arbeiten, soweit es unsere Kräfte erlauben, fröhlich, guten Mutes, damit unser Herr keinen Schaden erleide, sondern einen Nutzen habe. Wenn wir aus der Arbeit heimkommen, erwartet uns fertig das Mittagmahl, am Abend das Nachtmahl, und wir bekommen auch Kumiß. Wenn es kalt ist, ziehen wir unsere Pelzröcke an oder wir wärmen uns

beim Ofen. Dabei bleibt uns sogar Zeit, miteinander zu reden, an unser Seelenheil zu denken und zu beten. Fünfzig Jahre lang haben wir das Glück gesucht und haben es erst jetzt gefunden.“

Die Gäste lachten.

Nun aber begann Ilaß:

„Lachet nicht, Brüder. Das ist kein Scherz, das Leben ist nicht leicht. Wir waren dumm, als wir das, was wir verloren, beweinten. Nun offenbarte uns aber Gott die Wahrheit, und wir haben euch das nicht zu eurer Belustigung gesagt, sondern damit es euch zur Lehre diene.“

Und es erhob sich der Mullah:

„Sehr weise gesprochen. Es ist auch alles wahr, was Ilaß sagt. So steht es auch geschrieben.“

Nun lachten die Gäste schon nicht mehr. Alle waren in Gedanken versunken.

(Deutsch von Grete Neufeld.)

## Das Opfer.

Eine Geschichte aus den Schweizer Bergen von Hans Rhy.

Seit mehr als einer Stunde lag das riesige Gewände des Merzenbachschienes im Schatten des Spätnachmittages; aber immer noch kletterten die beiden Männer höher. Während der eine das Seil um einen Felszahn wand, schmiegte sich der andere ans Gestein, griff mit wunden Fingern an scharfe Kanten, stemmte mit Füßen, Knien und Ellenbogen, langsam, sachte, aber unermüdllich.

„Noch eine halbe Stunde, dann haben wir den Roten Zahn erreicht.“

Mlowisi blickte zurück und über das tiefe Tal, das bläulich heraufdämmerte.

„Am Siedelhorn steigen die Schatten höher. Wenn wir nicht eilen, sind die Gemsen vorbei, bevor wir ihnen den Gang sperren können.“

„Dann geht es uns wie am Morgen: zu spät,“ murrte Petschi. Er kaute die Unterlippe, daß sich der Bart sträubte.

„Nein, nicht wie am Morgen! Da zogen die Tiere zur Höhe, und jetzt kommen sie herab.“

„Gast ja recht! Aber ich sag es dir zum hundertsten Male: an dir ist ein Schulmeister verloren gegangen!“

„Wäre gern einer geworden. Gätte mich nur der Vater ziehen lassen! Aber er brauchte eben zwei werfige Arme, als die Mutter starb.“

„Ist auch besser so. Wenn einer im Tal drunten auf den Schulbänken den Hosenboden durch-

gerutscht hat, taugt er für die Jagd nichts mehr.“

Petschi zog sich mit gepreßter Brust zu einem Felsabfahse empor und ließ sich dann aufatmend auf das Gefimse fallen. Mit dem Handrücken wischte er sich die tropfende Stirne.

„Warum plagen wir uns eigentlich so? Am Siedelhorn drüben könnten wir's einfacher haben.“

Da lachte Mlowisi: „Herr Wilderer, Sie vergessen den Landjäger!“

Der andere stimmte ein. „Und schön ist's ja auch hier oben! Nichts als Felsen und Gemsen und wir zwei.“

„Und der Herrgott, Petschi!“

„Ja, du hast recht. Und der Herrgott.“ Er nahm das Hütchen vom Kopfe und faltete die Hände.

Plötzlich deutete er abwärts.

„Schau dort unten das Dorf! Und dort rechts am Hang meine Hütte. Die Minika wird mit dem Buben vor der Türe stehen und heraufäugen. Die Kleine schläft wohl schon. Du, Wisi, warum nimmst du eigentlich keine Frau? Deine blauen Augen und weißen Zähne haben schon mehr als einer das Uhrwerk gestört und die Suppe versalzen. Das hat mir die Minika gesagt. Weißt du, das Heiraten ist schön, wenn man die Rechte erwischt. Und dann hat man

auch zwei schaffige Arme gewonnen und später noch mehr, wenn die Kleinen heranwachsen, und ist nicht auf fremde Hilfe angewiesen.“

„Aber die Gemen, die Gemen, Petschi! Wir vergessen die Gemen!“

„Himmeltausendwetter! Wir Esel! Vorwärts, vorwärts!“

Rascher ging es hinauf. An weniger gefährlichen Stellen kletterten beide zugleich. Dann wieder: Seil sichern, nachklettern, neu sichern, weiterklettern, lautlos, behend, zäh. Die Tiefe drohte dunkler und dunkler herauf. Am jenseitigen Talhange klangen die Schatten langsam höher. Auf einmal polterte es in der Höhe, und dann sausten Steine in weitem Bogen über die Männer dahin und versanken im Abgrund. Die Nacht verschluckte sie lautlos.

„Sie kommen schon. Jetzt gilt's! Laß' mich voran! Ich sehe den Roten Zahn. Bald bin ich in Schußnähe. Der Wind streicht von oben herab. Es geht,“ flüsterte Mowis. Hastig kletterte er höher.

Petschi schlang das Seil um eine vorspringende Zacke, wartete und schaute zur Höhe. Das Seil mußte langen. Bald erblickte er nur noch die Beine seines Freundes, jetzt nur noch die schwerbenagelte Sohle eines Schuhs, jetzt nichts mehr. Rötlichbraun stach das Gewände in den Abendhimmel hinauf.

Er wartete. Plötzlich sah er in der Höhe einen kopfgroßen Stein aus der Wand hinauschnellen. Ein gellender Schrei von oben, und dann stürzte ein menschlicher Körper herab. Die Schuhnägel funkten auf dem harten Gestein. Petschi stand totenstarr. Im nächsten Augenblick wurde er mit ungeheurer Gewalt gegen die sichernde Felszacke geschleudert, die er halb bewußtlos umklammerte.

Unermüdtlich stieg die Bergnacht höher. Mit bleichem Finger tupfte sie die letzten Gipfel-Flammen aus.

Mählich wurde Petschi seiner Sinne wieder mächtig. Er fühlte einen quälenden Schmerz in Brust und Kopf. Langsam stellten sich die Gedanken ein.

Was zerrte an seiner Brust? Das Seil, das Seil! Es war also nicht zerrissen. Der Freund hing nach daran.

Petschi raffte seine ganze Kraft zusammen und rief hinunter: „Mowis, lebst du noch?“

Keine Antwort. Er wartete.

Nach einer Weile kollerten die stöhnenden Worte hinab: „Mowis, Wisi, lebst du noch?“

Wieder nichts. Ein ungeheurer Schmerz durchzuckte den Daliegenden.

„Tot, tot! Mowis tot!“

Horch! Klang da nicht etwas herauf? Stöhnen, Geseufze? Petschi starrte in die finstere Tiefe.

„Wisi, Wisi, bist du's?“

Raum hörbar stieg es empor: „Ja!“

Weiter vernahm er nichts, wie angestrengt er auch lauschte. Aber der Freund lebte ja, lebte! Gelobt sei Jesus Christus! Er lebte!

Quälender schmerzte die Brust. Jetzt erst merkte Petschi, daß er festgebannt war. Das Seilende umschlang seinen Leib und preßte ihn wie mit eisernen Klammern an die Felszacke. Er versuchte es zu lösen und am Gestein festzuknoten. Es ging nicht. Er durfte nur eine Hand loslassen, sonst hätte ihn die schwere Last hinabgerissen.

„Wisi, Mowis, hältst du es aus?“

Lange keine Antwort, endlich: „Der Kopf schmerzt, und der linke Arm ist gelähmt. Die Füße haben keinen Stand.“

„Halt aus, Wisi, halt aus!“

Petschi dachte nach. Heraufziehen konnte er den Freund nicht. Das war unmöglich. Also aushalten. Vielleicht erspähte sie ein Jäger. Aber wann? Sicher nicht vor der Morgendämmerung. Das war zu spät. Die Brust schmerzte mehr und mehr. Er fühlte, wie die Kraft langsam schwand. Wenn er sich nicht mehr halten konnte, stürzte er mit seinem Freunde zugleich in die Tiefe. Schwer, schwer riß das Seil. Keuchend klammerte sich Petschi an die Zacke. Keine Rettung mehr!

Da tönte es von unten: „Petschi, hältst du es aus?“

„Ja, Wisi!“

Tief unten im Tale flammte dann und wann ein Licht auf, leuchtete eine Weile und verlosch wieder. Verspätete Feuer stapften zu ihren Hütten.

Dumpf tönte die Stimme empor: „Du bist doch aus dem Seil geschlüpft und hast es festgeknotet?“

Petschi schwieg.

Dringender fragte es herauf: „Bist du noch am Seil, Petschi.“

Wieder keine Antwort.

„So knote es doch fest!“

Endlich tropfte es hinab: „Ich kann nicht!“

„Jesus, Maria und Joseph!“

Dunkler gähnte die Tiefe. Kein Laut, kein

Gauch. Aus der Höhe rieselte matter Sternenshimmer. Und wieder die dunkle Stimme aus dem Abgrund: „Petschi, laß los und rette dich!“

„Nein, nein, Wisi!“

Mit starrenden Augen lag der Mann auf der Felszacke. Wie lange ging es noch? Keine Rettung mehr, keine! Und sein Weib? Was würde aus ihr und den Kindern? Jetzt — stand sie neben ihm und flüsterte: „Laß los! Denk an die Kleinen!“

Aber eine Stimme in seiner Brust rief laut: „Du darfst nicht!“

„Petschi, laß los! Denk an die Deinen! Ich habe nicht Weib und Kind,“ klang die Stimme des Freundes herauf.

„Nein, nein, Wisi!“ keuchte der Gefolterte.

Aber das Weib raunte: „Hörst du es? Er sagt es selbst. Es ist keine Sünde! Er sagt es ja selbst! Nimm dein Messer und schneide das Seil entzwei!“

Petschi klammerte sich mit einer Hand fester, griff mit der andern in die Tasche, nahm das Messer heraus und öffnete es mit den Zähnen.

„Du darfst nicht!“ rief die Stimme in der Brust.

„Tu es, rasch!“ flüsterte das Weib, und der kleine Bub fragte: „Vatti, kommst du bald heim?“

Petschi stöhnte laut auf. Da stieg die Stimme Wisis empor: „Petschi, laß los! Ich will es, ich befehle es! Dein Freund befiehlt es!“

„Nein, nein, ich will nicht, ich will nicht!“ schrie er und schleuderte das Messer mit übermenschlicher Anstrengung in weitem Bogen in den Abgrund. Dann klammerte er sich mit beiden Händen wieder fest und stemmte sich gegen die Last der Tiefe. Regungslos lag er da. Tausend verworrene Gedanken brausten durch sein Gehirn und betäubten ihn.

Auf einmal vernahm er halblaute Worte, und wie er angestrengt hinabhörte, hörte er Alwis beten. Dann war es wieder still.

Plötzlich schreckte er auf. Das Seil zitterte und sumnte. Was war das? Noch immer, noch immer! Jetzt ein gewaltiger Ruck, daß er sich nur mit knapper Not auf der Felszacke zu halten vermochte, ein Donnern losbrechender Blöcke — Totenstille und dann ein schwacher Schall aus unergründlicher Tiefe.

Bitternd, mit verzerrtem Gesicht schnellte Petschi das Seil empor, packte das Ende und schrie: „Zerschnitten, zerschnitten! Er hat es zerschnitten!“ Dann stürzte er ohnmächtig zusammen.

Über dem Felsgrat stieg der Mond empor, still und freundlich. Mit weißen Fingern tastete er die Wand herab, streichelte Petschis Haupt, glitt langsam zur Tiefe, erschrak dann aber plötzlich und wendete sich wieder empor. Da stand er nun über den höchsten Zacken und Gräten, mild und schön wie immer. Und die Berge lagen in seinem Glanze, einsam und still. —

Petschi wußte nicht, wie er ins Tal gekommen war. Als die Sonne über dem Blashorn stand, schritt er durchs Dorf. Noch immer schlang sich das Seil um seine Brust, das Ende aber trug er in der Hand. Starr blickte das Auge unter der zerschrammten Stirn. Blut tropfte aus dem wilden Haare, sickerte aus dem zerrissenen Gewand. Jammernd sahen ihn die Frauen, und die Männer folgten ihm erschreckt. Keinem stand er Rede. Er schritt geradenwegs ins Pfarrhaus. Vor dem Pfarrherrn blieb er stehen, versteinert, totenblaß, stieren Blickes.

„Jesus, Maria und Joseph! Was hat's gegeben? Sprich, Petschi!“

Er schwieg und starrte in die Weite. Dann warf er sich plötzlich vor dem Bilde des Dorngekrönten nieder und schluchzte und rang die Hände und weinte die Starrheit von sich. Nun hob er das Seilende empor, daß es alle sehen konnten.

„Er hat es zerschnitten! Schaut, schaut! Er selbst hat es zerschnitten, um mich zu retten. Er hat sich für mich geopfert!“

Er küßte die Schnittwunde des Seiles.

„Schaut, er hat sich für mich geopfert! Er hat es getan!“

Da sank Petschi zusammen. Sie trugen ihn heim. Wochenlang lag er im Fieber. Sein Weib pflegte ihn Tag und Nacht.

Inzwischen hatten die Männer des Dorfes den zerschmetterten Leib Wisis gefunden. Aus allen Häusern, ja aus den umliegenden Weilern strömten die Leute herbei, um dem Toten die Ehre zu geben. Niemals noch war hier eine solche Begräbnisfeier gesehen worden. Das Seil aber wurde in der Kirche aufgehängt als kostbarste der Reliquien.

\*

Die Ernte war vorüber. Die Männer hackten die Äckerlein an den steilen Halden um. Die Tage wurden kürzer und kürzer. Müde Frauen schleppten die letzten Erdäpfel in die Keller.

Längst war Petschi wieder gesund. Er arbeitete für zwei. Sein Weib hatte es gut, und die Kinder freuten sich auf jeden Abend; denn vor

dem Schlafengehen spielte der Vater mit ihnen, nahm sie auf die Knie, hätschelte sie und tat, was sie nur wünschen konnten. Nie mehr stieg er in die Höhe. Er hütete sein Leben, war es ja doch das kostbare Geschenk seines toten Freundes, erkaufte mit dem Ersten und Letzten, was ein Mensch besitzt.

So ging ein Jahr vorüber, und dann neigte sich auch ein zweites dem Ende zu. Der Bub wuchs kräftig heran. Er brachte schon spürbare Hilfe.

Petschi aber wurde unruhiger von Tag zu Tag. Oft hielt er in der Arbeit inne und blickte zu den Höhen empor. Schweigend saß er am Abend auf dem Bänklein vor dem Hause, den Kopf in die Hand gestützt. Sein Gesicht wurde bleich, und die Augen flackerten. Sein Weib litt.

„Petschi, was fehlt dir. Wie kann ich dir helfen?“ — „Nichts, nichts!“ wehrte er ab. „Sei nur ruhig, Minika!“

Aber sie war nicht ruhig. Sie ahnte, was ihn quälte. Es wurde ihr zur Gewißheit, als sie gewahrte, wie er eines Abends mit dem Stutzen in der Hand am Fenster stand, sehnsüchtig zu den Gipfeln emporschauend, mit rascher Wendung die Waffe in die Ecke stellte und zur Kirche eilte.

„Er sucht Trost und Hilfe. Das Opfer seines Freundes lastet schwer auf ihm,“ flüsterte sie.

Die Qual nahm zu. Kaum berührte Petschi noch eine Speise. Da litt es sein Weib nicht mehr

länger. Es trat zu ihm hin, legte beide Hände auf seine Schultern, blickte ihm in die Augen und sprach: „Armer Petschi, du bist krank vor Heimweh nach den Felsen und Tieren. — So geh! Alle Heiligen mögen dich schirmen!“

Er schaute sie starr an, dann riß er sie mit einem Jubelschrei an sich.

Als es finster geworden war, verließ er die Hütte und schritt auf die Kirche zu. Er stellte den Stutzen neben die Lüre an die Mauer und trat hinein. Im Chore brannte das ewige Licht. Er warf sich auf die Knie und küßte voll Inbrunst das kostbare Seil, immer und immer wieder.

„Vergib, vergib, Mowis!“

Dann eilte er fort, den Gang hinan, dem Walde und den freien Höhen entgegen. Seine Augen leuchteten, und sein Sauchzer verkündete dem horchenden Weibe seine Genesung und sein Glück. —

Er kam nicht mehr heim. Das verflossene Jahr hatte sein Auge getrübt, die Sehnen zermürbt. Ein trügerischer Stein ließ ihn erfallen.

Wir, die wir sein Leben betrachten, wollen nicht Richter sein über sein Tun und Lassen. Zwei Jahre sind eine kurze Zeit, und doch bedeuten sie manchem mehr als andern ein langes, volles Leben. Keiner von uns vermag Lust und Schmerz auf der Waage der Zeit zu wägen. So wollen wir schweigen und mit demütigen Händen die Frist empfangen, die uns gegeben ist.

## Sprüche.

Von Emil Hügli.

Wollen und Müssen.  
Hartes Muß wird schwer vollbracht,  
fern von jeder hellen Lust . . .  
Darum: Was du leisten mußt,  
tu' es willig, tu' es gerne,  
und es leuchten alle Sterne,  
wo noch eben finstre Nacht.

Gleichgewicht.  
Halte deine Seele offen  
allem zukunftsfrohen Hoffen,  
laß sie nicht ins Fernste schweifen,

noch im Engen sich versteifen;  
lerne sie ans Gute glauben,  
laß ihr nicht den Frohsinn rauben,  
halte sie, wie dein Gesicht,  
offen Sonn'- und Sternenlicht —  
und sie ruht im Gleichgewicht.


Kritik.

Ach, mit schönen, frommen Lügen,  
fördert man das Gute nicht;  
Loben ist zwar ein Vergnügen,  
aber Tadeln eine Pflicht.

## Notiz.

Die in Heft 2 des laufenden Jahrganges mitgeteilte Novelle: *Veronika*, von Charles Gos (übersetzt von Alfred Graber) ist dem Buche: „La croix du Cer-

vin“ entnommen. Die neue Auflage des Buches ist nicht mehr bei Pajot, Lausanne, erschienen, sondern im Verlag von Victor Attinger in Neuchâtel.

Redaktion: Dr. Ernst Schmamm, Zürich 7, Rütistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!)  Unberlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.

Insertionspreise für Schweiz. Anzeigen:  $\frac{1}{4}$  Seite Fr. 180.—,  $\frac{1}{2}$  Seite Fr. 90.—,  $\frac{1}{4}$  Seite Fr. 45.—,  $\frac{1}{8}$  Seite Fr. 22.50,  $\frac{1}{16}$  Seite Fr. 11.25 für ausländ. Ursprungs:  $\frac{1}{4}$  Seite Fr. 200.—,  $\frac{1}{2}$  Seite Fr. 100.—,  $\frac{1}{4}$  Seite Fr. 50.—,  $\frac{1}{8}$  Seite Fr. 25.—,  $\frac{1}{16}$  Seite Fr. 12.50